Der Landbote
Zürcher Unterländer
Zürcher Oberländer
Zürichsee-Zeitung

Absurdität von Fall zu Fall

OPERNSTUDIO In der Hölle von Diktaturen und Terror sind Menschen Wegwerfware. Oscar Strasnoys «Fälle» zeigt es. Da verschwindet im Opernhauskeller gleich die ganze Studioklasse.

Voller Einsatz ist im Spiel der zwanzig Sängerinnen und Sänger des Opernstudios und der zwölf Instrumentalisten zu erleben: Die 2012 uraufgeführte Oper des russisch-argentinischen Komponisten Oscar Strasnoy (*1970) verlangt alle Konzentration und die Inszenierung alle Spontaneität. Das Ergebnis ist eine grosse Ensembleleistung, in der gegen aussen hin alle momentweise herausstechen, aber niemand als Sängerentdeckung des Abends dominiert. Aber Gleichgültigkeit ist auch das Thema. Die Menschen stürzen von den Dächern und aus den Fenstern, sie bringen sich aus nichtigen Gründen um, sie verschwinden, und keiner dieser Fälle macht mehr Aufhebens von sich als jener scheinbar harmlose, der nur davon erzählt, dass ein Mann gerade ein polnisches Weissbrot gekauft hat.

Der Poet und Stalins Terror

Was das für Geschichten oder besser Sketche sind, erklärt ihre Herkunft. Strasnoys Oper basiert auf Texten von Daniil Charms (1905–1942), der in der sowjetischen Avantgarde gross und in der stalinistischen Ära marginalisiert wurde. 1931 wurde er erstmals verhaftet. Während Freunde reihenweise verschwanden, «rettete» er sich 1941 schliesslich in die Psychiatrie. Er starb in der Anstalt, vermutlich an Unterernährung.

Schauplatz der Inszenierung (Sonja Füsti) ist eine moderne Turnhalle, in die sich die Kellerbühne leicht umbauen liess und die sich ganz echt ausnimmt – bis sie ihr surreales Potenzial entfaltet. Dieses Ambiente macht die zeitgenössische Oper – und könnte dies auch dezidierter – zum Mahnmal für die aktuellen «Fälle» der zum blossen Schwemmgut gewordenen Menschen.

Auf den historischen Hintergrund spielt die Inszenierung (Jan Essinger) nur partiell in Kostümen an. Die Männer, die das Paar abholen, während es sich gerade erotisch näherkommt, sind nicht spezifisch als sowjetische Miliz kenntlich gemacht und stehen für die Handlanger eines jeden Terrorregimes. Uniformen tragen die Musiker, die Teil der Inszenierung sind. Zumal der Klarinettist, die Akkordeonistin und der Mann an der Hammond-Orgel werden zu Akteuren, während der DJ ganz im Hintergrund mit Radioäther- und Schellackplattenrauschen eine historische Geräuschkulisse schafft.

Direkt in die Zeit weist Strasnoy musikalisch mit der fragmentarischen Verwendung des sowjetischen Propagandaliedes «V Put» (zu Deutsch etwa «Marsch!»). Die Musik folgt jedoch keiner simplen Metrik, sondern hält sich als splitterndes Kaleidoskop an das Lakonische, Absurde und Skurrile der Texte, während eine komplexe Rhythmik das Stück in eine Art Zwangsjacke steckt.

Sehr beeindruckend ist, wie die Dirigentin Carrie-Ann Matheson damit umgeht, wie sie forsche Präzision mit Eloquenz und Schwung verbindet und das Ensemble locker über die anspruchsvolle Runde bringt. Vor allem ihr dürfte zu verdanken sein, dass der Abend eine eben auch schöne Erfahrung mit zeitgenössischer Oper ist, die sich das Opernstudio dieses Jahr offenbar auf die Fahne geschrieben hat. *Herbert Büttiker*